Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **29 (1947)**

Heft 35

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 29. August 1947 | Erscheint jeden Freitag | 29. Jahrgang Nr. 35

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fritz A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII b 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreise: Die einspaltige mm-Zeile metageile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften bei Inseraten – Inseratenschluß Montag abend

Eine Tagung des Internationalen Versöhnungs-Bundes im Château de Bossey

Vor 33 Jahren, im August 1914, wurde zum ersten Male der Gedanke eines internationalen Versöhnungsbundes in London gefaßt. Im Oktober desselben Jahres wurde dann in Cambridge dieser Bund gegründet. Ein Drittel der damaligen Gründer des Bundes waren Quäker. Heute gibt es unter den Mitgliedern auch noch viele Quäker, es sind aber die verschiedensten Konfessionen, auch Katholiken vertreten. Im Juni 1938 hatte der Bund zum letzten Male in Paris getagt, auch wieder — tragisches Geschehen — an der Schwelle eines Weltkrieges und nun konnten sich viele alte und neue Freunde aus verschiedenen Ländern vom 18. bis 24. Juli 1947 versammeln zur ersten Tagung nach vielen Jahren. Versöhnung der Völker? Klingt das nicht, gerade heute wie ein unerfüllbarer Traum? Und dennoch! Warum soll man nicht — und ganz besonders nach den Erfahrungen, die wir alle in der jüngsten Zeit machen mußten — diesen Traum, diesem Ideal mit allen Kräften entgegenstreben? Um zu lieben, anstatt zu hassen, um zu helfen anstatt zu rächen, und damit zu erfüllen, was das Grundprinzip des Christentums ist, aber von allen, die sich Christen nennen, so selten nachgelebt worden ist. Nächsten- und Feindesliebe waren zwar schon Forderungen der jüdischen Religion, wie des sophokleischen Griechentums gewesen, aber niemals schöner und deutlicher ausgesprochen als in jenen Worten: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht"... Wo aber war die Liebe hingekommen und wo lebt sie heute?

Kein schönerer Rahmen konnte für diese Tagung gefunden werden, als ihn das Château de Bossey in der Nähe Genfs bietet, dessen heutige Gestalt aus dem 18. Jahrhundert stammt, das aber mit seinem Turm aus dem 12. Jahrhundert darauf hinweist, daß hier schon vor langer Zeit wehrhafte Geschlechter gewohnt haben. Heute hat der ökumenische Rat der Kirchen mit Sitz in Genf dieses Schloß für mehrere Jahre gemietet, um dort seine Tagungen und Versammlungswochen abzuhalten und zugleich den Teilnehmern in dieser prächtigen Umgebung Tage der Erholung zu ermöglichen.

Das Generalthema der Veranstaltung lautete: „Die innere Not Europas." Die Angehörigen der einzelnen Nationen berichteten von den heutigen Zuständen und vor allem von der geistigen Atmosphäre in ihrer Heimat.

Einen der stärksten Eindrücke hinterließ der Vortrag von R. Olgiati über: „Die Lage der Schweiz und die Versöhnung der Völker." Er schilderte, wie er auf einer Reise an die Stelle kam, wo einmal ein Lidice gestanden hatte, wovon heute nur noch einige Tafeln zeugen, wie: Hier stand das Schulhaus, oder ein Kreuz mit einer Dornenkrone — ein erschütternder Anblick. Es kam ein Autocar, erzählte der Redner — es waren tschechische Schulkinder mit ihrem Lehrer. Was sagte er ihnen wohl an dieser Stelle? Wollte er mit seinen Worten neuen Haß säen? Oder sprach er von der alle Völker verbindenden Liebe? Olgiati besuchte von dort aus auch einige Lager der volksdeutschen Flüchtlinge, wo er viele Haß- und Rachegedanken fand. Geht die Schweiz all dieses tragische Geschehen in der Ferne nichts an? Sie ist als kleines Land auf ihre Um- und Mitwelt angewiesen, materiell und kulturell, um nicht einer Isolierung anheim zu fallen. Sie ist zweimal gut davon gekommen, ist ein unversehrtes Land mit heute guter Konjunktur. War dies alles möglich als Folge ihrer Kraft, die sie zu entfalten imstande war. Viele sind dieser Ansicht und die Furcht vor einem neuen Krieg führt sie zu der Forderung nach neuen Rüstungen und Vorbereitungen. Die Neutralität der Schweiz hat sich langsam entwickelt, sie hat ihre Geschichte und wirkt sich heute staatserhaltend aus, als ein Pfand der Sicherheit. Aber sie kann eine Gefahr werden, wenn sie in Gleichgültigkeit erstarrt oder zu einem Neutralismus wird, der aus der Angst entsteht. Auch die Schweiz hat an einer Isolierung gelitten, ihre Bewohner haben nicht das Erlebnis der Not gekannt; sie sollten nun durch eine große Verpflichtung zum Geben fühlen. Solche Aktionen zügige Solidaritätsaktion, beweisen, daß sie die sollten nicht von staatlichen Interessen geleitet sein. In seinen praktischen Vorschlägen wies der Redner vor allem auf die Patenschaften hin, die von einzelnen Gemeinden für notleidende Städte in den kriegsgeschädigten Ländern übernommen werden. Wenn solche Verbindungen geschaffen werden, so entstehen neue geistige Beziehungen, ein Anfang zur Bildung eines neuen Europa. Wer Pfunde erhalten hat, der vergrabe sie nicht, sondern wuchere mit ihnen...

Es ist hier nicht möglich, auf alle die verschiedenen Themen einzugehen, die in diesen sechs Tagen behandelt wurden. Die Schweizer Gruppe des Bundes hat gemeinsam mit den Quäkern in Wien zwei Kinderheime eingerichtet, in denen verwaiste kriegsgeschädigte Kinder, die man aus Sammellagern geholt hat, liebevoll betreut und erzogen werden. Die dort geleistete soziale und pädagogische Arbeit erfreut sich größter Anerkennung. Außerdem werden in Wien in großem Ausmaß Speisungen für Alte und Kranke durchgeführt. Hilfsmöglichkeiten für Deutschland wurden ebenfalls in der Sitzung der Schweizer Gruppe beraten. Dort nimmt sie sich in erster Linie der Kinder an, welche noch immer in Bunkern leben, oder — traurig zu sagen — dahinsiechen.

Als man voneinander schied, hatte man die Ueberzeugung, daß in jedem der Länder, die hier vertreten waren, Menschen an der Arbeit sind, um für die Ideale des Bundes zu wirken und so viel wie möglich in Wort und Tat für die Versöhnung der Menschen untereinander, der Konfessionen, der Völker und Nationen zu arbeiten. Es wäre schön, wenn sich zu den heute noch relativ kleinen Gruppen des Bundes in einzelnen Schweizer Städten immer mehr Menschen, Männer und Frauen, fänden, um einen festen Kern zu bilden, von dem aus dieser Gedanke der Versöhnung als friedliches Licht ausstrahlen und immer wirksamer in die Tat umgesetzt werden könnte.

(Anfragen, den Bund betreffend, richte man an die Redaktion des Blattes, die sie weiter gibt.)

Ln.

Straßenverkehr und Erziehung

El. St. In einem ausgezeichneten Leitartikel wird in der „N. Z. Z." unter dem Eindruck des schauderhaften Verkehrsunfalls bei Schweizerhalle das Problem der Verkehrsdisziplin als eine Charakterfrage behandelt. Da das moderne Leben auch die Frau immer öfter, sei es aus Berufspflicht oder sei es aus Freude ans Volant setzt und sie in den motorisierten Straßenbetrieb einreiht, ist es wohl richtig, daß wir uns auch im Frauenblatt einmal zur Abwechslung mit diesen Fragen beschäftigen. Dabei denken wir nicht nur an die autofahrenden Frauen, sondern denken vor allem auch an die erzieherische Seite der Frage, denn wenn Verkehrsdisziplin eine Charaktersache ist, so ist sie eng verbunden mit der Art und Weise, wie weit die häusliche Erziehung es verstanden hat, dem Kinde und dem heranreifenden Straßenbenützer den Sinn für Verantwortung zu wecken und zu stärken, die um so größer ist, je motorisierter er einst durch die öffentlichen Verkehrswege zirkulieren will.

Der Artikel beginnt mit der Feststellung, wie eine stets zunehmende bedenkliche Abstumpfung des Publikums gegenüber den sich häufenden Verkehrsunfällen zu beobachten sei. Fügen wir ruhig bei: Auch gewisser Behörden und Ordnungsdienst-Organe. Ein Unglück vom Ausmaß desjenigen von Schweizerhalle erst rüttelt das Verantwortungsgefühl wieder wach. Gewöhnlich wird im Publikum nur nach mehr Strenge gegenüber den Motorfahrzeugen verlangt, von dem unglaublich sorglosen, disziplinwidrigen Fahrer, der ins Unermeßliche gestiegenen „Belos" wird leider zu wenig gesagt. Auch diese sind eine Gefährdung, und gar keine kleine des Straßenverkehrs. Gegenwärtig beschäftigt der sog. Sustenrummel die Presse und die Gemüter, und jeder vernünftige Fahrer freut sich, daß die Berner Behörden durch ihr Vorgehen Stellung genommen haben zu den gewissenlosen unkultivierten und lebensgefährlichen Vorkommnissen am Susten.

Wir zitieren nun im Folgenden einige Stellen aus der „N. Z. Z." wörtlich:

„Der Mensch ist es, der die Kollisionswahrscheinlichkeit auf den Kopf stellt, sein Mangel an Verkehrsdisziplin überschattet alle andern Gefahrenquellen.

Wenn sich ein junger Mann mit den Ellbogen durch die Menge der Passanten zwängt, wird er mit Recht ein Lümmel genannt. Der Radfahrer, der pfeifend um die Ecke flitzt, verdient keinen andern Namen. Aber der Motorradfahrer oder Automobilist, dessen einziger Lebenszweck darin zu bestehen scheint, in einem Minimum an Zeit ein Maximum an Kilometern zu durchrasen, hält sich nicht nur selbst für „rassig", er will auch noch von den fluchend vor ihm fliehenden Mitbenützern der Straße bewundert werden. Man soll sich nicht schemen, den Mangel an Verkehrsdisziplin, das Fehlen der Rücksichtnahme auf alle übrigen Straßenbenützer, einmal beim richtigen Namen zu nennen: es ist ein Charakterfehler.

Automobilisten beiderlei Geschlechts — leider muß festgestellt werden, daß ein Teil der chauffierenden Weiblichkeit, speziell der jüngern Jahrgänge, zu den ärgsten Schrecken der Straße gehört — offenbaren ihren schlechten Charakter nicht nur in der Zahl der überfahrenen Lebewesen und registrierten Karambolagen, sondern in jedem dreisten Ueberholen, in jedem Kurvenschneiden und in jedem Mißachten des Vortrittsrechts eines Schwächeren. Im Interesse der Gerechtigkeit muß allerdings festgestellt werden, daß es eine große Zahl von Automobilisten gibt, die nicht unter den erwähnten Charaktermängeln leiden und sich weder durch die Zahl der Pferdekräfte, noch durch den Auspufflärm, noch durch eine pompöse Blechfassade verleiten lassen, sich als unbeschränkte Herren der Straße zu fühlen. Diese anständigen Fahrer und ebenso die Automobilistenverbände haben selbst das größte Interesse daran, daß die Verkehrsverwilderung an der Wurzel bekämpft wird, denn die nachteiligen Folgen eines Fortschreitens der Disziplin- und Rücksichtslosigkeit hätten vermutlich anständige und unanständige Fahrer in gleicher Weise zu tragen.

Nur nebenbei sei bemerkt, daß sich Anstand und Charakter nicht zuletzt in der Bereitschaft zur Hilfeleistung bei Katastrophen zeigen: in Biberbrücke, in Schweizerhalle und bei unzähligen andern Gelegenheiten war nur eine beschämend kleine Minderheit bereit, eine geringfügige Unannehmlichkeit zur Linderung fremden Unglücks in Kauf zu nehmen; bei der großen Mehrzahl trug eine traurige Sensations-Lust den Sieg über primitivste Menschenpflicht davon. Solche Vorkommnisse decken ähnliche Charaktermängel auf wie rücksichtslose Sekundenjägerei und Kilometerfresserei."

Nach Feststellung der Uebelstände sucht der Verfasser nach der Möglichkeit der Abhilfe. Da steht in erster Linie die Hauptforderung: die Auferlegung der vollen Verantwortlichkeit auf den einzelnen Fahrer, nicht abgeschwächt durch Geschwindigkeits-Höchstgrenzen, die nichts nützen, wenn der Fahrer nicht sein Werkzeug und vor allem sich selbst beherrscht. Das Motorfahrzeuggesetz verlangt viel von Einsicht und Charakter der ja zur Mehrzahl aus Durchschnittsmenschen sich rekrutierenden Fahrer U. E. nach verlangt es zu wenig, oder dann ist die Durchführung zu lax auf dem Gefahren-Gebiet: Motorfahrer und Alkohol. Dazu heißt es:

„Eine allgemeine Verschärfung der Praxis gegen

9

Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen

Eine merkwürdige Geschichte

Von Jeremias Gotthelf

So ließ er das Mädchen stehen, und wie lange das dastund in der Finsternis und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, sah niemand. Es war ratlos, es durfte nicht heim, und schauerliche Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Aber es war so matt und müde, so zerschlagen, daß es keinen Mut fand zu irgend etwas in seinem kranken Herzen. Es dünkten ihm die Eltern so hart, es dachte, so könnte es doch mit einem Kinde nie umgehen; aber es fiel ihm nicht ein, zu klagen, daß sie an allem schuld seien, daß sie es zu der Näherin getan, daß sie ihm nichts verboten als ein uneheliches Kind, und das hätte es ja auch nicht gewollt. Aber endlich kam ihm eine Ausrede in Sinn, die ihm Mut machte zum Heimgehen: der Bursche hätte nichts dagegen gehabt und wäre mitgekommen, aber da sei sein Alter dazugekommen und hätte ihn aufgereiset und wüst getan über sie alle und ihns fortgejagt, so daß dann der Bursche auch hätte müst tun müssen aus Furcht vor dem Alten.

Das war ein Blitzableiter, eine Lüge, die gar glücklich schien, Bäbi Schlägen entzog, aber schauerliche Folgen hatte, wie es oft geschieht, wenn der Mensch seine Rettung nicht im Anschließen an Gott sucht, sondern im Gegenteil, im Verleugnen, Verlassen desselben.

Seine Alten waren noch auf und empfingen das allein heimkommende Kind unsauber. Als sie aber die Ausrede hörten, wie dort der Vater sich hineingemischt, die Sache hintertrieben, allerlei Schmützworte habe fallen lassen, da wandte sich der elterliche Zorn gegen diesen. Der bäuerliche Stolz erwachte gegen den Nachbar; allerlei Vorsätze und Reden, was der für einer sei, und wie man es ihm weisen wolle, und sollte es tausend Pfund kosten, rollten übereinander, und Bäbi blieb verschont. Und als es den glücklichen Erfolg sah, wurde es immer kecker, tat immer mehr an die Sache, log immer mehr Reden des Alten, log immer fester, wie es selbst getrost den Ausgang erwarte, und wie es sieben Eide aufeinander tun wollte, daß es den Rechten angegeben. Das arme Bäbi hoffte, die gewaltigen Reden seines Vaters, mit denen er am nächsten Morgen den Nachbar begrüßen wollte, werden eine Heirat erzwingen, und da stellte es sich so keck, damit der Vater um so kecker morgens sei. Aber der Nachbar ließ sich nicht erschrecken, und seinen Sohn hatte er tüchtig eingeschult, was er zu antworten hätte, daß Käsjoggi unverrichteter Sache abziehen mußte, aber erst, nachdem sie sich gegenseitig persönlich alle Schande gesagt hatten.

Nun war der Handel ein persönlicher geworden zwischen den Alten; jeder wollte gewinnen, um den Dolder zu zeigen, daß man nicht der Leider sei. Bäbi und der Beklagte waren nur zwei Schwinger, die einen Handel ausmachen sollten, auf welchen andere gewettet. Die Alten fragten nicht mehr nach Recht oder Unrecht, sondern Käsjoggi, der brave, ehrliche Mann, sagte zu seiner Tochter, es solle dim Dolder luege, daß es chech sog, sust drehe er ihm den Hals um. Die Alte sagte dann freilich, falsch fluchen solle es nicht; aber wenn es nicht den Rechten angegeben, so solle es sehen, wie es ihm gehe. Es sei schon eine grausame Schande, ein uneheliches Kind zu haben; aber wenn der Bursch aneneue müsse, so mache es doch noch weniger, und sie könnten es ihm eher verzeihen. Dann ärgerte sich wohl noch eine Schwester an ihm, daß es den angegeben, es hätte wohl denken können, er tue müst; es werd doch nit öppe son es Leyds sy, daß es nit meh als eine hält aggä gha.

So eilte Bäbi seiner Niederkunft zu, die nicht so ganz über Ort eintraf, daß sie dem Handel ein Ende gemacht hätte. Es fehlten nicht sechs Wochen, und bei den ersten Kindern könne man sich dessen nicht viel achten, sagt man; die kämen, wann sie wollten, und nicht, wann sie sollten.

Bäbi hoffte zu sterben in derselben, hoffte, daß das Kind sterben möchte; denn wie sonst ein Ende nehmen solle, begriff es nicht, es fühlte immer mehr, wie gewaltig, fürchterlich die Lüge wurde, welche es mit der Lüge sich aufgeladen. Und fürchterlicher kann wohl keine Last drücken und ziehen als die, welche man weder Kraft hat zu tragen noch abzuwerfen.

Aber Bäbi starb nicht, das Kind starb nicht. Das arme Kind wurde Johannes getauft; weil niemand es lieb hatte, sollte es doch Gott lieb haben. Bäbi ging auch zur Kirche; was es da gedacht hatte, hat es niemand gesagt. Lange soll es auf dem Kirchhofe gestanden sein.

Nun wurde der Handel fortgesetzt und kam, da die eigentlich Streitenden, die beiden Alten, Geld hatten, in die Hände der Agenten und Advokaten und wurde ein fettes Fressen für sie. Zwei Jahre wurde gefochten mit dilatorischen Einreden, mit Pliken, Repliken und Dupliken, ehe man in dem so einfachen Handel zur Eiderkennung kam. In diesen zwei Jahren gingen mehrere hundert Franken auf und machten auch ein Teilchen von den hunderttausend Franken aus, welche das Land seit der neuen Weise, die Paternitätsgeschäfte zu führen, den Rechtsgelehrten mehr bezahlt als früher. Hunderttausend Franken 'st noch sehr wenig gesagt.

Als Bäbi in den Eid erkannt wurde, mars ihm, als ob eine kalte Hand das Herz ihm zusammendrücke; aber es machte zu dem Schmerz ein steinern Gesicht.

„Los, was dr Pfarrer seyt!" sagte ihm sein Vater, als es zum erstenmal in die Unterweisung ging; „falsch fluche sottlich mr nit aber med nit chechs bisch, fu schlan ih dr d'Bei abenangere." Bäbi war chechs in der Unterweisung; der Pfarrer mochte noch so lieblich, noch so ernst zu ihm zusprechen, es blieb chechs. Es trank allemal, ehe es hinging, einen halben oder einen ganzen Schoppen Brönz. Der Pfarrer sagte nachher, er habe noch selten eins so chechs gesehen; nur hätten seine hohen Roßhaarspitzen ihm zuweilen gezittert.

Der Pfarrer nahm sie noch einmal beide miteinander; da schien ihm Bäbi cheeher als der Bursche. Warum? Bäbi wußte bestimmt, daß der Bursche log, wenn er sagte, er hätte nie mit ihm zu tun gehabt; der Bursche aber wußte bestimmt nicht, ob Bäbi recht oder läß hatte.

Bäbis Mutter grusete es doch ab dem Eide. Noch nie

Alkoholisierte Motorfahrzeuglenker hat sich schon vor dem Krieg abgezeichnet; wünschenswert wäre ein schärferes Zugreifen der Polizei und etwas weniger Gleichgültigkeit des Publikums. Jeder angetrunkene Fahrer bildet eine Verkehrsgefahr, seine Hemmungen sind bedeutend gelockert und seine Reaktionen verlangsamt, er beherrscht weder sich noch ein Fahrzeug und sollte unter allen Umständen daran gehindert werden, sich ans Lenkrad zu setzen — bevor ein Unglück geschehen ist. Vorbeugen ist auch hier sicher wertvoller als eine nachträgliche Bestrafung."

Ganz besonders wichtig scheint uns an dieser Forderung der Appell an das Verantwortungsgefühl des Publikums. Da wird in froher Gesellschaft einen Abend, eine Nacht lang ständig mehr oder weniger Alkohol genossen, da ist in einem Wirtshaus, einem Restaurant ein typisch stark angetrunkener Auto- oder Motorradfahrer — der Wirt und das Publikum lassen ihn, allein oder mit Begleitung wohlig sein Vehikel besteigen. Niemand scheint die damit verbundene Gefahr erkennen zu wollen, und wenn es noch solche Anwesende gibt, so hat keiner den Mut auf den nächsten Polizeiposten zu telephonieren um eine Fahrt, die zur Todesfahrt für den Betreffenden, und zur Unfallursache für andere, Unschuldige, werden kann, zu verhindern: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

Da liegt für uns Frauen ein ganz großes Verantwortungsgebiet. Da wo wir in geschlossener Gesellschaft solche Beobachtungen machen, da haben wir die Pflicht vorzubeugen, abzubremsen, wenn nötig einzugreifen. Notwendig allerdings ist es dann, daß die offiziellen verantwortlichen Instanzen auch eingreifen, so wie es in England der Fall war, wenigstens vor dem Krieg, wo in den Nachtlokalen die Fahrer vom der Polizei beobachtet, und wenn nötig am Fahren verhindert wurden, u. a. m. Notwendig ist auch ein viel häufigerer Fahrbewilligungs-Entzug und Bestrafung in solchen Fällen, und zwar bei Männern und Frauen, die ja mit der verheerenden Cocktail- und Aperitif-Mode mindestens ebenso oft in Gefahr sind in alkoholisierten Zustand ans Steuer zu sitzen. Notwendig ist aber auch, daß Gastgeber und Wirte auf Grund gesetzlicher Vorschriften haftbar gemacht werden können, wenn sie einen Gast nach reichlichem Alkoholgenuß — und was ist nicht schon zu reichlich in bezug auf die Fahrsicherheit? — nicht am Fahren verhindern, im Notfall mit Hilfe der Polizei.

Das sind Forderungen, welche nicht nur von den Automobilisten-Verbänden und von der nicht fahrenden, aber straßenbenützenden und gefährdeten Bevölkerung mit Nachdruck erhoben werden müssen, um der Unfälle im Besonderen jeden Ort willen, es sind Forderungen, die sich angesichts der erschreckenden Zunahme des Straßenverkehrs denkenden Bürger einfach aufdrängen.

Das sind Schutz-Maßnahmen. Um sie überflüssig zu machen, muß ja eine ganz andere, viel intensivere Erziehung durch Familie und Schule zur Rücksichtnahme, zur Verantwortung, zur Hilfe für andere, auch total fremde Menschen, einfach gegenüber unserer ganzen Umgebung einsetzen. Wenn man die Ellböglerei an den vollen Bahnhöfen, die Pufferei und Schlimmeres im Publikum bei Rennen (Bern!) allerlei Schauen und Vorstellungen usw. sieht und zu spüren bekommt, dann wundert man sich ja nicht, daß eine so erzogene und so fühlende, eine so rücksichtslos eingestellte Menschheit eine Sorte von Motorfahrern erzeugt, deren Abgott die rassige Geschwindigkeit, und deren Charakteristikum die brutalste Rücksichts- und Verantwortungslosigkeit ist, die jeder anständige Fahrer als einen Skandal empfindet.

riri
gute Reissverschlüsse

Wir Frauen und Mütter, wollen unseren Teil an dieser Verantwortung erkennen und auf uns nehmen, es ist wichtig und das Einzige, das wir tun können, bis wir einmal Einfluß auf die Gesetzgebung haben.

Albert Herring

Komische Oper in 3 Akten.

Neben den bedeutenden Aufführungen, welche ausschließlich der Musik gewidmet waren, haben die beiden Werke von Benjamin Britten in Luzern starken und nachhaltigen Eindruck hinterlassen. The Rape of Lucretia wurde in der letzten Nummer des Frauenblattes besprochen, aber auch Albert Herring verdient eine ausführlichere Würdigung.

Um es vorweg zu nehmen: Britten scheint es gelungen zu sein, mit seiner kleinen Wandertruppe ein Ensemble zu schaffen, das nicht nur schauspielerisch auf der Höhe ist, sondern das willig und mit großem Können auch in alle seine musikalischen Intentionen eingeht. Daß auch der Librettist E. Crozier eng mit dem Komponisten zusammengearbeitet hat, fühlt man fast aus jeder Satz-Komposition heraus. So ist eine „Komödie" geschaffen worden, welche den Humor, den Maupassant in seiner Novelle „Le rosier de Madame Husson" walten ließ, in bester englischer Auffassung und Umarbeitung auf der Bühne zu plastischem Effekt gestaltet und den Zuschauern und Hörern einen höchst gemütvollen Abend verschafft.

Die Novelle Maupassants ist bekannt — beschränken wir uns also auf die Darstellung und die Darsteller. Die autoritäre Lady Billoed, welche den alten Brauch der Maikönigin wieder einführen will, das vor Ehrfurcht schlotternde und Achtung stehende Comité, das mit der Auswahl dieser moralisch und sittlich untadeligen Jungfrau beauftragt ist und die sittenstrenge, etwas rabiate Haushälterin der Lady — das gab eine Gruppe, eine Atmosphäre der Unsehlbarkeit, der Sittenstrenge, daß unwillkürlich im Zuschauerraum die unsterblich gewordenen Frauen von Schwyz erwähnt wurden.

Erquicklich in ihrer Komik, erfrischend im reizenden Zusammenklang der ausgezeichneten Stimmen, der vorzüglichen Solopartien, verläuft diese erste Szene mit dem Resultat, in Ermangelung der reinen Maikönigin einen als untadelig empfohlenen Maikönig zu wählen.

Albert Herring, der Erwählte, sträubt sich gegen diese Ehre, aber als bescheidener und gehorsamer Sohn einer energischen Witwe gibt er nach, spielt ausgezeichnet die Rolle des modernen „reinen Toren", erscheint wie eine männliche Braut in provozierend weißem Komplet, mit einem weißen Kranz aus Orangenblüten auf dem altmodischen Cawotier der Achtziger Jahre. An der Maifeier läßt er sich feiern, nimmt den ausgesetzten Preis von 25 Guineas entgegen, um deren Willen er der Mutter sich fügen mußte. Ein Kamerad, der kein reiner Tor wie er, sondern ein kleiner Lauser ist, mischt ihm Whisky in den Trunk, und er, der nie mit Alkohol in Berührung kam, spürt die Wirkung um so stärker, und beschließt in diesem Zustand, nach dem Fest die Nacht durchzukumpen, um das Leben kennen zu lernen, und zu verstehen, warum der Verzicht auf ein solches Leben einem die Ehre des Maikönigs verschafft.

Er verschwindet nun, nicht nur für die Nacht, er ist unauffindbar, wird von der Mutter, den Freunden, dem Komitee als verloren beweint. Der Orangenblütenkranz, der gefunden wird, ist ein sicheres Zeichen seines Untergangs, alles klagt, kniet um den Kranz, als der verlorene Sohn plötzlich wieder auftritt, übernächtigt, zerzaust, richtig verlottert, zum hellen Entsetzen aller Anwesenden. Aus dem scheuen Jungen ist ein junger Mann geworden, der in Zukunft die Verantwortung für sich selber tragen will, nachdem andere mit ihrem Willen gerade seine Eigenart zerstört haben.

Die Szenen sind sehr gut aufgebaut, einzig die Szene nach der Maifeier, mit dem langen Szenenwechsel, den langen Selbstgesprächen des Helden, sind allzu sehr in die Länge gezogen, und es dürfte sich vielleicht empfehlen, auch im Interesse der Aufnahmefähigkeit der Zuhörer da etwas zu kürzen und dahin umzugestalten in dem Sinn, daß Herring seine lebenslustigen Entschlüsse vielleicht etwas kürzer und auf mondbeschienenem Heimweg fassen würde, statt in dem mühsam wieder ganz aufgebauten Laden seiner Mutter.

Eine fröhliche, fast burleske und an Shakespeare erinnernde Note bringen die drei koboldartigen Kinder in die Handlung, welche ausgezeichnet in ihrer bescheidenen Dreizahl den kindlichen Anteil an der Maifeier verkörpern.

Die Regie und Inszenierung, die in den Händen Pipers und Ashtons liegen, ist ausgezeichnet Im engen Zusammenspiel, im Klappen jeder Kleinigkeit, erlebte man das gleiche wie s. Z. bei der Haß-Berkow-Truppe, die wie diese englische „Opera group" im ständigen Zusammenleben, im Ueberwinden aller Reise-, Inszenierungs- und Anpassungsschwierigkeiten eben zu einem richtigen Team zusammenwuchs, das jede Schwierigkeit zu meistern versteht.

Wenn der Laie sich noch zur Musik äußern darf, so möchte er sagen, daß diese Musik wieder einmal etwas so Positives, Frisches, „Gereutes", bei allen geistreichen und witzigen Einfällen so Harmonisches vermittelte, daß gewiß jeder Besucher diesen Abend richtig genossen hat, und dem Komponisten Benjamin Britten, der das Spiel der Musiker und Darsteller ausgezeichnet leitete, dankbar ist, daß er der zeitgenössischen Bühne eine so geistreiche, saubere und musikalisch hochstehende komische Oper geschenkt hat.

Der Applaus des das Theater auf den letzten Platz füllenden Publikums ließ darüber keinen Zweifel aufkommen, in die menschliche Sprache übersetzt hieß es: Auf Wiedersehn! El. St.

Ermüdung und Unart

Vielleicht haben die meisten Menschen eine Erinnerung aus ihrer Jugend aufbewahrt, wo nach einer Erkrankung deutliche Zeichen seelischer Unlust und Unstimmigkeit vorangingen, die in einem unartigen Betragen sich äußerten.

Erlebnisse dieser Art, denen unter Umständen unter ungünstigen Umständen verkehrte und ungerechte Reaktionen der Umgebung folgten, veranlassen uns als Erzieher bei einem plötzlich veränderten Wesen eines Kindes zuerst nach dem Grunde zu fragen, bevor wir uns moralisch entrüsten und das Kind schelten oder gar bestrafen. Es soll dem Kinde kein Unrecht geschehen. Wir verhüten eine verkehrte Behandlung durch gründliches Verständnis.

Beispiel: Die kleine K. war ein liebes Kind, dessen Erziehung keine eigentlichen Schwierigkeiten bereitete. Es wuchs auf wie so viele andere Kinder, ohne daß den Eltern bewußt zu werden brauchte, daß Erziehung eine Kunst ist.

Als das Kind aber größer wurde, und man glaubte, gewisse, seinem Alter entsprechende Forderungen an es stellen zu können, als man es in den Kindergarten schickte, ging eine Veränderung mit ihm vor. Es war oft verstimmt, weinte viel, wollte nicht bei einer Sache bleiben, ja es trotzte und täubelte zuweilen und schlug unvermutet auf andere Kinder, auch wenn diese ihm nichts getan hatten.

Was war mit dem Kinde geschehen? Meldete sich eine Krankheit an? Es handelte sich in diesem Falle nicht um den Ausbruch einer akuten Störung, wie wir sie in der Einleitung erwähnt haben, sondern um das Sichbarwerden eines chronischen Schwächezustandes, für den die Forderungen von Haus und Schule eine Ueberbelastung darstellten. In der Unlust wurde das körperlich und wohl auch geistig-seelische Unvermögen sichtbar. Sie war nicht primär als Unart zu verstehen, sondern äußerte sich sekundär als solche. Es war ein Glück für das Kind, daß die Eltern wie auch die Kindergärtnerin erzieherisch einsichtig waren und nicht oberflächlich die Unarten als solche bestrafte. Sie bemühten sich, den wahren Grund zu finden und dem Zustand des Kindes Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Als ihnen die Augen für die große Schwäche des Kindes, die ihnen vorher nicht aufgefallen war aufgegangen waren, beharrten sie nicht länger auf ihren Forderungen, die das Kind ständig überforcieren mußten. Der Erfolg blieb nicht aus, das Kind wurde wieder ausgeglichener und die vermeintlichen Unarten verloren sich rasch.

So lernen wir immer von neuem, wie der wahrhaftweise Erzieher sich nicht vom äußern Scheine oberflächlich leiten lassen darf, sondern auf die innern Lebensgesetze zu achten hat. Wer diese stört, schadet dem Kinde und bringt es noch mehr aus dem Gleichgewicht, als eine innerlich im Körper sich ankündigende oder latent vorhandene Störung schon tut. Die Beachtung innerster Zusammenhänge führt zu wahrhaft ehrfürchtiger, ja man möchte sagen, religiöser Menschenführung.

Dr. E. Br.

Politisches und Anderes

Um Welt-Ernährungsfragen

Die Jahreskonferenz der Ernährungs- und Landwirtschaftskommission der Vereinigten Nationen hat in Genf begonnen. Zum Präsidenten der Tagung ist Ständerat Dr. Wahlen gewählt worden; eine Wahl, die ein Zeichen des Vertrauens und der Sympathie für den Gewählten, aber auch für die Schweiz ist. Die Fachleute aus aller Welt werden sich vor allem mit der Prüfung der Welternährungsprobleme und dem Vorschlag zur Errichtung eines Welternährungsrates zu befassen haben.

Gegen die Kinderlähmung

Da in Oesterreich, auch in den an die Schweiz anschließenden Gebieten Tirol und Vorarlberg, häufig Fälle von Kinderlähmung aufgetreten sind, raten die Schweizer Grenzbehörden von allem unbedingt nötigen Grenzverkehr ab. Die Kindertransporte des Roten Kreuzes aus Oesterreich mußten einstweilen eingestellt werden.

Genf wird Sitz

des Weltverbandes für die Vereinigten Nationen; also ward soeben unter dem Vorsitz des tschechischen Ministers Masaryk in Marienbad beschlossen. Die Wahl fiel vor allem auf Genf, weil dort nun auch die europäischen Büros der UNO sein werden.

Des Künstlers Gattin

Der deutsche Maler Emil Nolde feierte seinen 80. Geburtstag. Da seine Kunst im Dritten Reiche als „entartet" zu gelten hatte, hat er sehr schwere Jahre der Verkennung hinter sich, doch darf er nun in hohem Alter die Genugtuung erleben, daß seine Kunst wieder den ihr gebührenden ehrenvollen Platz einnimmt. Wir geben an dieser Stelle von seinem Geburtstag Kenntnis, um auch seiner Gattin zu gedenken. Denn einer seiner Freunde, Hans Fehr, schreibt dazu im „Bund": „Grausam war der Schlag, der Nolde im Jahre 1946 traf: der Tod seiner Frau. Ich kenne in der ganzen Kunstgeschichte kein engeres Zusammengehen und Zusammenleben zweier Menschen. Diese hohe Frau war der Stern, zu der er in höchster Liebe ausschaute, der ihn lichtvoll durch die Schwere d. Daseins führte und mit eigener, treibender Kraft seine künstlerische Welt förderte. Ohne Ada Nolde ist Emil Nolde nicht denkbar. Ohne diese trefflliche Gefährtin hätte der stille, in sich gekehrte und schwer schaffende Maler die Tücken des Daseins kaum bemeistern können."

Ehrung aus Dankbarkeit

Unter den zwölf Schweizern, die zu Offizieren oder Rittern der französischen Ehrenlegion ernannt wurden, sind auch zwei Frauen: Frau Großmann-Simon, Basel, und Frau Brupbacher, die Präsidentin des „Comité zurichois der l'association nationale des prisonnières et déportées de la résistance."

Die beste Propaganda!

Der Schweizerische Obstverband stellte an seiner Generalversammlung fest, daß die Exportaussichten für Schweizer Obst schlechter sind, als letztes Jahr. Er bewilligte die große Summe von 200 000 Fr. für eine umfassende Inlandspropaganda des Gärungs Süßmostes. — „Gebt den Süßmost sehr viel billiger ab," möchten wir raten, „und wir sind sicher, daß dann Tausende dankbarer Hausfrauen und durstiger Gäste ihren Süßmostkonsum erheblich steigern würden."

Warum so lang im Dienst?

Die Hebamme von Azmoos (St. Gallen) hat ihr 50-jähriges Dienstjubiläum gefeiert, sie steht im 81 Lebensjahre! Ob sie sich jetzt zurückzieht, wird nicht gemeldet. Wir achten die große Leistung dieser Frau durchaus. Aber — wenn sie tatsächlich bis ins 81. Jahr ihres Amtes waltete, so muß etwas nicht stimmen. Entweder benötigt sie in diesem hohen Alter noch den Verdienst und sollte längst ausruhen dürfen, oder die Gemeinde bietet einer jüngeren Kraft nicht die Möglichkeit einer Existenz, so daß sie noch auf dem Posten bleiben muß. Anderen in öffentlichen Diensten Stehenden legt man nahe, mit 65 Jahren Jüngeren Platz zu machen. Sollte man der Wöchnerin und der Hebamme nicht wünschen, daß auch in diesem Arbeitsgebiet die Durchführung solchen Brauches möglich sei?

Eine neue Botschafterin

Das neue, politisch selbständig gewordene Indien hat eine Frau als Botschafter nach Moskau entsandt: Frau Vijaialakshi Pandit. Sie ist die Schwester des bekannten indischen Kongreßführers Pandit Nehru. Frau Pandit ist, von ihrer Tochter und dem Gesandtschaftspersonal begleitet, in Moskau eingetroffen und hat dort ihr Amt diese Woche offiziell angetreten.

E. B.

---

mand in der Familie hätte einen getan, sagte sie. Sie versuchte daher vor demselben noch einen Handstreich. Johannesli sei dem Beklagten wie aus den Augen geschnitten, behauptete die ganze Familie, obgleich der eine dunkle, der andere heitere Augen, der eine eine hohe, der andere eine flache Nase, der eine einen weiten, aufgeworfenen, der andere einen zusammengekniffenen Mund hatte. Sie besinne sich noch gar wohl, wie vor achtzehn Jahren der Kerli ausgesehen habe, er sei uf und ähnlich dr Johannesli gewesen; dä sig de bim Dolder akkurat wie us ihm uesgschnitte. Sie nahm ihn daher einmal auf den Arm und wanderte dem andern Hause zu. Dort traf sie die Bäuerin am Kabisbschütte und sagte, sie habe doch einmal ihrem Großkinig zeigen wollen, wo sein Aetti daheim sei. Die Bäurin sagte, da könnte sie ihn noch weit tragen, ehe sie ihm das Heimet seines Aettis zeigen könne. Die Alte meinte aber, sie glaube, sie sei nicht weit dvoo; si söll doch ume d'Nase usha, we sie dörf, und das King aluege, si müß de scho, wo es deheime syg. Die andere sah auf und sagte, mi müßt doch bling so, we me well glaube, e jegligi Bräye chöman us ihrer Familie. Nun sagten sich die beiden Weiber wüst, daß zentum alles stillstund und zuletzt die Bäurin die Alte und ihr Kind zu schütten anfing statt des Kabis.

Die Alte mußte bschüttet heim; und als sie heimkam, sagte sie Bäbi, wes de nit schwerri, su schrytzi si ihm d'Bäche as. Dene müsse es gezeigt sein, was sie für Leute seien und sollti es Hab und Gut kosten!

Was in Bäbi vorging, ehe der Tag der Eidesleistung anbrach, weiß man nicht.

Aber als der Tag anbrach, da stund es blaß und zitternd auf. Die Mutter sagte ihm, sie hätte nicht geglaubt, daß es so es Leids sei; es solle sich nur nicht fürchten, sie werden es im Schloß ja nicht fressen. Es söll das näh, es werd ihm schon bessern. Es war ein Glas Vorschuß. Der Vater gab ihm fünf Batzen, es solle einen Schoppen Roten trinken; es werde ihm weniger gschmucht und chönn hecher schweren, wenn es recht hätte. Aber es soll ihm nit bs'Hergetts sie und jetzt no abstah; es hätte de früher sölle säge.

Bäbi ging den Weg alleine; mit welchem Herzen, mit welchen Gedanken, weiß man nicht. Bei einer Krämerin trank es noch einen halben Schoppen Bätzwasser oder vielleicht mehr und ging dann ins Schloß. Der Beklagte war von seinem Vater begleitet; der redete für ihn. Ob die auch getrunken hatten, weiß man nicht; sie kamen wenigstens aus dem Wirtshause. Man mußte Bäbi das Brönz anriechen, aber dessen achtete sich niemand. Es war heute der Tag angesetzt für dieses Geschäft, und dieses Geschäft mußte also abgetan sein. Wer hätte es verschieben wollen, um kostenfällig zu werden?

Der Bursche zitterte, als er niederkniete, aber Bäbi nicht. Mit stierem Blick hatte es der ganzen Verhandlung zugehört, fast als ob sie ihns nicht anginge. Es plötzlichte mehr auf die Knie, als daß es niederlief, und sagte mit wunderlich klingender Stimme das Vorgesprochene nach. Auch nicht mit einem Blick sah es auf den Burschen, der vielleicht dem Eid Einhalt getan hätte, wenn sein Vater nicht da gewesen wäre.

Als es fertig war und aufstand, konnte es fast nicht, schwankte, als es die Treppe hinunterging. Es kam lange nicht heim. Leute wollen es an einem Bache haben stehen sehen, die Hände ringend, wollen es jammern gehört haben. Aber es kam doch heim, wo schon alles voll Frohlockens war, weil sie bereits vernommen wie ehechs Bäbi gewesen sei; es hätte sieben hingerenangere ta, wes nötig gsi mär. Sie hatten ihm ein Kaffee zweg und Anken zum Brot gestellt und rieten ab, wie sie es jetzt denen weisen wollten, und Bäbi sollte erzählen, was sie für Gesichter gemacht hätten.

Aber Bäbi mochte nicht erzählen, mochte nicht essen, hatte seinen Johannesli auf den Knien, küßte und drückte ihn, und dann fuhr es wieder von ihm weg, wie wenn es sich an etwas gestochen hätte. Soviel erzählte noch der Schuhmacher, der eben auf der Stör war. Dann sah Bäbi kein Fremder mehr. Aber nach drei Tagen ging der Alte ganz verstört mit schwarzem Halstuch zum Pfarrer, zu fragen, wann man Bäbi beerdigen könne, es sei gestorben.

Der Pfarrer frug nach Bäbis Krankheit. Es grusams Fieber sei es plötzlich angekommen, und dann habe es einen Blutsturz bekommen. Das erfuhr der Pfarrer. Die Leute aber munkelten allerlei, und einige wollten, daß der Pfarrer es untersuchen lasse, wie es geworden sei, ehe er es auf den Kirchhof begraben lasse. Der aber wollte nicht. Er sagte, man solle doch Bäbi jetzt ruhig lassen, es sei ja lange geplagt genug gewesen.

Die Eltern Bäbis waren eine Zeitlang wie verscheucht, und nicht gerne liefen sie sich am Tage auf einer Straße blicken. Aber lange ging es nicht, bis die Alte sich wieder aufließ.

Die seien ihr Leben lang gfellig gsi, sagte sie, und sie hätten zu allem den Segen gehabt. Nur an dem Bäbi hätten sie grusamen Verdruß gehabt; sie müßte gar nicht, womit sie das verdienet hätten, aber es müß halt o e jedere Mönsch öppis ha. Es sei aber doch no gut gange, daß es zerst heng chönne schwere, ehe es gestorben sei; da hätten sie es dene Doldere du no chönne weise!

*

Internationale Musikalische Festwochen in Luzern 1947

2. Symphoniekonzert

Aus Zeitungsspalten tönt es disharmonisch von Uneinigkeit und Streit, aus Briefen von jenseits der Grenzen recken sich flehende Hände hoffnungslos Resignierter und hier ein imponierend großer Festsaal, ein großes erlesenes Orchester, und eines vielsprachigen Publikums „festfreudiges Bild"! Ja, gibt es das heute wirklich noch? Erinnerungen wachen auf: Deutsche Tonkünstlerfeste! Max Reger zum ersten mal im Publikum! Richard Strauß, auf dem Podium sich mit französischen Musikgrößen heftig die Hände schüttelnd! Mahlers Symphonie „Das Lied von der Erde" und wieder wir eine Stimme: „Da muß man sich fragen, ob's schön ist, wenn einem die Trümmer knacken." Auch das gibt's noch, wenn sie auch nicht gerade „knacken". Wer Liebe hat, wenn Hüsens Zauberhorn in solcher Bedrängnis aus dem Elfenreich ruft? K. W. v. Weber war als Klavierspieler berühmt und seine

Zur Ausstellung im Kunstmuseum Winterthur

Große Maler des 19. Jahrhunderts aus den Münchner Museen

Die Stadt Winterthur macht ihrem Namen als bedeutsame Kulturstätte alle Ehre und überrascht ihre Besucher mit einer Ausstellung, die in der Auswahl der Bilder und ihrer zeitlichen Geschlossenheit zu dem Schönsten gehört, was wir in letzter Zeit zu sehen bekamen — einer Zeit, die mit Ausstellungen aus fremden Museen wahrhaftig nicht geizte.

Für die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts bedeutete München das, was Paris für die französische war, und wie keine zweite deutsche Stadt hat München die lebendige Beziehung zwischen Künstler und Sammler gepflegt. Der Kronprinz und spätere König Ludwig I. erbaute um die Mitte des Jahrhunderts die Neue Pinakothek, um den zeitgenössischen Kunstwerken einen würdigen Rahmen zu gewähren. Die königliche Sammlung wurde zu Beginn unseres Jahrhunderts sinnvoll ergänzt und erweitert, vor allem auch französische Impressionisten in den Kreis einbezogen. So erhielten wir vor dem Krieg in der Neuen Pinakothek ein fast lückenloses Bild von deutscher Malerei der jüngsten Vergangenheit, und an Werken von Courbet, Delacroix und Corot ließen sich dabei direkt die Einflüsse von Frankreich auf die deutsche Kunst ableiten. — Heute ist es auch für den Münchner unmöglich geworden, die Kunstsammlungen seiner Stadt zu besichtigen: die Neue Pinakothek ist zerstört, Schackgalerie und Neue Staatsgalerie unbenützbar. Die Bilder liegen alle in den collecting points und sind für die Oeffentlichkeit unzugänglich.

Aus der Schackgalerie kommt ein zweiter Teil der in Winterthur ausgestellten Bilder, Dokumente eines oft geschmähten, in seiner Art jedoch sehr sicheren Mäzenentums. Der Graf Schack erwarb sich Hauptwerke von Schwind, Feuerbach und Böcklin und war zeitenweise Auftraggeber von Marées, der ihm mit Lenbach zusammen in Rom die berühmtesten Gemälde der Renaissance kopierte.

Die Neue Staatsgalerie ist das dritte Museum, das Winterthur seine Bestände zur Verfügung gestellt hat. Aus ihr stammen die schönen Beispiele des französischen Impressionismus, Bilder von Cézanne, Manet und Renoir. Daran schließen sich große Werke der jüngeren Zeit, Gemälde von Munch, Lovis Corinth und Uhde, dem anerkannten Führer der Münchner Sezession. — Die Neue Staatsgalerie hat durch das Feldgeschrei gegen die „Entartete Kunst" im Jahre 1937 empfindliche Verluste erlitten — man denke nur an die Van Goghs, die heute in Amerika sind! — und die zeitliche Kontinuität ihrer Sammlung brach eigentlich schon 1933 ab.

Die Stadt Winterthur schien für die Aufnahme des Münchner Kunstbesitzes ganz besonders geeignet, denn wie auch Eberhard Hanfstaengl in dem vorzüglich gestalteten Katalog einleitend sagt, besitzt Winterthur mit der Sammlung Oskar Reinharts ein Konzentrat dessen, was heute in den geschmückten Räumen des Kunstmuseums ausgestellt ist. Die Schau ist zudem von einer Festlichkeit, die wir nicht nur den Gemälden verdanken, sondern die das Verdienst der Veranstalter bildet: Jedes Bild ist locker und doch beziehungsvoll gehängt — wer würde achtlos an dem Einfall vorbeigehen, daß die Achse der ganzen Ausstellung mit Manets „Frühstück" und Liebermanns „Frau mit Ziegen" gebildet wird? In diesem Zusammenhang wäre auch einmal der Gärtner zu loben, welcher in jeden Saal raffiniert mit den Bildern korrespondierende Blumenarrangements stellt. Die Löwenmäulchen unter Böcklins „Klage des Hirten" sind eine Augenweide für sich!

Im Erdgeschoß — um gleich mit einem bedeutungsvollen Eindruck zu beginnen — sind die Bilder Hans von Marées' aus der Neuen Staatsgalerie zusammen mit zweien aus der Reinhart-Sammlung zu einer Sonderschau ausgebaut, welche intensiver als die beste Biographie das Wesen dieses einsamen, selbstquälerischen Künstlers aufdeckt. Das frühe Selbstbildnis in seiner rembrandtmäßigen Haltung, die wie eine Verkleidung wirkt, und das späte mit dem schwebend vor der Brust gehaltenen Pinsel und den plastisch in die Farbe eingegrabenen Augenhöhlen — beide Selbstbildnisse zeigen den lebensnotwendigen Hochmut des unverstandenen Einzelgängers. Im Doppelbildnis von Marées und Lenbach kommt das Selbstbewußtsein des Malers noch deutlicher zum Ausdruck: Marées, der Schöpfer des Werkes, steht blond und offen im hellsten Licht, ein sorgloses Lächeln um den Mund. Lenbach hingegen versteckt sich hinter Brillengläsern, durch die seine Augen sich zu undeutlichen Schlitzen verengen, der Hut verbirgt seine Stirn, der Bart Kinn und Mund, der Kragen seinen Hals. Das beschattete Gesicht wirkt verwischt wie die skizzierte Hand links im Vordergrund, welche das Gegengewicht zum Vorhang auf der andern Seite hält. Auch das Verhältnis zur Farbe beim jungen und beim älteren Künstler tritt hier sehr interessant zutage: Das „Bad der Diana" oder die „Schwemme" leuchten noch reich und ungebrochen als Erinnerung an des Malers Vorliebe für Tizian und Velasquez, die späten Werke sind daneben monotoner, graugrün und braun differenziert. Ganze Schichten von Farbauftrag lassen sich dabei ablesen, denn Marées mußte in steter Selbstkritik seine Werke immer und immer wieder übermalen — bis an die fünfzig Male, wie seine Freunde schreiben. Das letzte Werk ist die „Entführung des Ganymed" aus dem Jahre 1887, eine ausgesöhnte und irgendwie erlösend wirkende Komposition. Durch das Mittel der vom Rundrand überschnittenen Flügel scheint der Adler mächtiger und schwebt sichtbar aufwärts, und seine Fänge greifen zart um die überirdisch schimmernden Glieder des Götterlieblings. —

Wenn Marées einen ganzen Saal für sich beansprucht, in diesen Nebenraum zahlreiche Zeichnungen und Studienblätter zu den Gemälden untergebracht sind, so teilen sich die übrigen Deutschrömer Böcklin, Feuerbach und Lenbach in den ersten Saal des oberen Stockwerkes. Obschon uns Basel einen guten Querschnitt durch Böcklins Schaffen vermittelt, geben doch die ausgestellten Werke aus der Schackgalerie und der Neuen Pinakothek eine farbliche Bereicherung des bekannten oeuvres, die allein schon den Besuch in Winterthur wert ist. Der „Pan im Schilf" mit den berühmten Sonnenflecken, welcher Böcklins künstlerischen Aufstieg einleitete, ist hier zu sehen, daneben die erste Fassung der „Villa am Meer" und die „Altrömische Maifeier" des Jahres 1872. So verkörpern sich uns die Absichten des noch romantischen Malers und die des in ihm beginnenden Realismus gleichgewichtig in den Werken dieses Saales.

Lenbach, der anerkannte Bildnismaler der Gründerzeit, ist hier mit seinem gefährlich populären Werk des Hirtenknaben und dem Bildnis des Stiftsproptes Döllinger vertreten, das ihn auf der Höhe seines Schaffens zeigt. Feuerbachs Werke sind sehr geschickt aus den Beständen der Münchner Museen gewählt, darunter die berühmte „Nanna mit Fächer" und ein paar seiner Kinderszenen.

Im Graff-Saal des Museums (was für einen bezaubernden, für die meisten Besucher unbekannten Graff hat uns die Neue Pinakothek im Bildnis des Erbprinzen Reuß zusätzlich mitgegeben!) sind gegenwärtig deutsche Impressionisten untergebracht, darunter die schönsten Werke Leibls. Sein Bildnis der Lina Kirchdorfer, nach dem Pariser Aufenthalt von 1869/1870 entstanden, ist in seiner Art das aufschlußreichste der gezeigten Werke, obschon das Portrait der Frau Gedon mit den herrlich gemalten Händen viel bekannter ist. Denn unmittelbar zeigt das erste Bild die Freundschaft Leibls zu Courbet: Es ist ein deutsches Mädchen, das vor uns steht, aber es trägt einen Pariserhut und bemüht sich, diesem gerecht zu werden. Aehnlich wirkt die gesamte Malerei Leibls aus dieser Zeit: sie ist deutsch, ist kompakt, kommt vom Inhalt her, und wirkt farblich doch viel zu locker, zu nuancenreich und duftig, um nicht den Pariser Einfluß zu verraten.

Von Liebermann, der erst vor zwölf Jahren in Berlin starb und trotz vielen Anfeindungen in den Münchner Museen den ihm gebührenden Platz behielt, hängt das schöne Bild der „Alten Frau mit Ziegen" durch die gesamte Saalflucht hindurch dem „Frühstück" Manets gegenüber, sodaß der Betrachter fortwährend der beiden Pole im künstlerischen Schaffen Deutschlands und Frankreichs gegen Ende des 19. Jahrhunderts eingedenk bleibt. —

Was dieser deutschen Ausstellung aber als eigentlicher Herzpunkt eingebettet ist, sind nicht die Deutschrömer und nicht die Nazarener, nicht Persönlichkeiten wie Thoma mit seiner zarten „Mailandschaft" oder das Frühwerk Menzels, ein Intérieur mit dem stupsnäsigen, warm vom Licht überhauchten Mädchen. Nicht einmal die Poesie Spitzwegs oder das ahndungsvolle Wesen Caspar David Friedrichs möchten wir als den lebendigsten Kern der ganzen Schau bezeichnen, sondern ganz bestimmt und eindeutig die Werke von Moritz von Schwind. Vielleicht, weil wir in ihm, dem Freund Mörikes und Schuberts, das Deutschtum verwirklicht sehen, welches wir verstehen, das Deutschtum, auf das wir hoffen, und das uns von Kind auf vertraut und lieb ist. Ob wir vor dem Gretchenstübchen der „Morgenstunde" stehen oder vor der mythischen Figur des rosseträinkenden Eremiten, vor der Versunkenheit der „Waldkapelle" oder den strömenden, kecken Lebensgefühl in „Des Knaben Wunderhorn" — immer bezaubert uns etwas, das nicht nur zu unsern Augen, unserm künstlichen Verstand, sondern direkt zu unserem Gefühl spricht. (Und dieses Gefühl kann nicht anders, es rebelliert ein bißchen und meint es wäre so schön gewesen, auch den Rübezahl zu sehen, der in München geblieben ist, nur noch den Rübezahl...)

Von den französischen Bildern aus Münchens Museen, die den letzten Saal füllen, wollen wir hier nur kurz sprechen, um nicht die Bedeutung der Hauptausstellung herabzusetzen. Denn wenn man ganz ehrlich sein will, so hält dieser eine Saal mit dem Selbstbildnis Cézannes mit Daumiers „Drama", mit den Landschaften Van Goghs, mit Pissarro, Renoir und Monet allen Sälen der übrigen Ausstellung die Waage. Da uns aber vor allem deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts gezeigt werden wollte und der französische Saal mehr von der Vielfalt der Münchener Museen zeugen soll, so können wir uns nicht eingehend mit ihm befassen. Nur am raumbeherrschenden Bild wollen wir nicht ganz wortlos vorbeigehen, das in seiner stofflichen Dichtigkeit an Vermeer und Chardin erinnert: Es ist das fälschlicherweise „Frühstück im Atelier" benannte Gruppenbild von Manet, eines seiner schönsten und doch weniger bekannten Werke. Nur Velasquez vermochte vor Manet, diese reiche Abstufung von Grau mit solcher Eleganz wiederzugeben, und das Stillleben rechts auf dem Tisch mit dem Gelb der Zitrone und dem Blau des Meissenergeschirrs ist eine vollendete Inkarnation von Manets Meisterschaft. —

Wir sind glücklich, daß es den initiativen Leitern des Winterthurer Kunstmuseums gelang, diese Ausstellung zu organisieren, und wir hoffen nur, daß sie länger als bis zum vorgesehenen 16. November den Besuchern offenstehen möge.

Ursula Hungerbühler

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257722

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Der Skandal der Absinthimitationen

Am 19. Dezember 1906 hielt Dr. H. Müller, Gland, in der waadtländischen Aerztegesellschaft ein Referat unter obigem Titel und druckt ist dieser Vortrag nun in der Juninummer 1947 der „Gesundheit und Wohlfahrt" (französischer Text). Wir übersetzen daraus frei einige Angaben: 1906 wurde im Waadtland infolge Genusses von Absinth ein schrecklicher Mord begangen. Die Kantone Waadt und Genf verboten darauf den „grünen Tee" und 167 814 Wähler verlangten ein eidgenössisches Verbot. Diese Initiative wurde am 31. Januar 1907 dem Bundesrat übergeben. Die Abstimmung fand am 5. Juli 1908 statt, 241 078 Bürger stimmten für das Verbot des Absinths, 138 669 wollten den Absinth behalten. Das Verbot trat im Oktober 1910 in Kraft, aber... Auch die Imitationen wurden verboten, also alle Getränke, die sich mit Wasser trüben und nach Anis riechen. Die Fabrikation, Transport, Ausschank waren verboten.

Aber 1936 änderte der Bundesrat dieses Verbot. Die Getränke durften Absinthähnlich sein im Geruch, Geschmack, Trübung mit Wasser, aber der Alkoholgehalt darf nicht über 40 vol. Prozent sein und es darf kein Thujon (charakteristisch für echten Absinth) darin vorhanden sein. Das Verbot verbietet also Absinth und seine Nachahmungen, der Bundesrat gestattet letztere aber. Wer will nun in jedem Falle entscheiden, ob im trüben Getränk Absinth ist oder nicht? Sicher ist, daß so der Absinthkonsum zugenommen hat, schreibt Dr. Müller. Warum gestattete der Bundesrat diese „trüben" Getränke wieder? Die Fabrikanten werden große Vermögen damit verdienen. Ein Genfer Großrat behauptete in einer Sitzung vom 5. Oktober 1946: „Alle Landjäger der Republik trinken Absinth. Die Bußen sind zu gering, denn jeder hat Absinth zu Hause und trinkt... ja, ich kenne Großräte in diesem Saal, die den Absinth nicht verachten, inbegriffen der Sprechende." Aber Gesetz ist Gesetz und soll innegehalten werden, sonst kann man sich auch über die andern Gesetze hinwegsetzen, meint Dr. Müller. Die Aerzte haben die Pflicht, die Absinthnachahmungen zu bekämpfen, denn es ist nicht erwiesen, daß nur das Thujon des echten Absinth schädlich sei. Auch nach dem Genuß dieser „Aperitifs" ohne Thujon können Trinker zu Tätlichkeiten übergehen. Vor zwei Jahren hat ein solcher seine Frau und Schwiegermutter in Lausanne getötet. — Damit kommt Dr. Müller zur Bekämpfung des heutigen „Aperitif"-Mißbrauches, so durch die Bars, Hausbars usw. Speziell für die Frauen ist die Gefahr groß geworden. Um 6 Uhr abends füllte sich eine Bar in La Chaux-de-Fonds mit jungen Bürofräulein, Fabrikarbeiterinnen usw. und alle tranken ohne Ausnahme „Aperitifs", er war die einzige Person, die in der Confiseriebar ein alkoholfreies Getränk genoß. Die Reklamen lauten: „Gesundes Aperitif", „Toniqus", „Freund des Magens" usw. Es ist Zeit, daß sich die Aerzte gegen diese Mißbräuche auflehnen, ruft der Verfasser. Wir schließen uns ihm an! r.

Wieviel Milch brauchen die verschiedenen Verbrauchergruppen?

Der interessanten Schrift „Ueber Gehalt, Verwendung und Lagerung der wichtigsten Milchkonserven", herausgegeben vom vereinigten Hilfswerk vom internationalen Roten Kreuz Genf entnehmen wir:

Säuglinge bis zum 6. Lebensmonat (bei ausschließlicher Kuhmilchernährung): 100 Gramm Kuhmilch pro Kilo Körpergewicht in 24 Stunden; 100 Kalorien pro Kilo Körpergewicht in 24 Stunden; 150 Kubikzentimeter Flüssigkeit pro Kilo Körpergewicht in 24 Stunden; wobei nicht mehr als 1000 Kubikzentimeter pro Tag verabreicht werden dürfen.

Kleinkinder vom 6. Lebensmonat bis zum 3. Lebensjahr: 800 Kubikzentimeter Vollmilch im Tag.

Kinder vom 3. bis zum 14. Lebensjahr: 500 Kubikzentimeter bis 300 Kubikzentimeter Vollmilch im Tag.

Stillende Frauen bis zum 6. Monat nach der Geburt: 800 Kubikzentimeter Vollmilch im Tag.

Schwangere Frauen von 4. Monat vor der Geburt an: 800 Kubikzentimeter Vollmilch im Tag.

Personen über 65 Jahre: 500 Kubikzentimeter Vollmilch im Tag. E. R.

Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst

Das Jahr 1946 war für die Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst eine Zeit des Suchens nach neuen Wegen. Der Krieg war vorüber, doch der erwartete größere Zuwachs an Hausangestellten trat nicht ein. Die ausländischen Hausangestellten konnten nicht so schnell und in jener Zahl zu uns kommen, wie erwartet worden war, und zwar aus Gründen, auf die die schweizerischen Behörden keinen Einfluß hatten. In allen Berufszweigen herrschte Mangel an Arbeitskräften. Den Mangel an Hausangestellten aber mußten vor allem überlastete Frauen und Mütter und ebenso Großbetriebe tragen. So galt es, die Frauen nochmals anzuspornen, die Arbeit zu vereinfachen, wo man sie vereinfachen konnte. Familienangehörige, Nachbarn, Bekannte wurden aufgerufen, einzuspringen, wo Hilfe nottat. Zu Stadt und Land, in kleinem und großem Kreise, wie am 3. Schweiz. Frauenkongreß, wurde in diesem Sinne ein Appell an die Zuhörer gerichtet. Die schmucke Broschüre „Hausdienstfragen", die in 16 000 Exemplaren kostenlos verteilt worden ist, brachte den Aufruf ebenfalls in weite Kreise hinein.

Zu jeder Zeit werden diejenigen Frauen am besten mit den häuslichen Arbeiten fertig, welche hauswirtschaftlich tüchtig sind. Hausarbeit muß jedoch erlernt werden. Leider werden lange nicht alle Mädchen im Elternhaus mit den häuslichen Arbeiten vertraut gemacht. Der hauswirtschaftliche Unterricht in Volks- und Fortbildungsschulen wird deshalb immer wichtiger und dessen finanzielle Unterstützung aus öffentlichen Mitteln ist sehr gerechtfertigt. Die schweizerische und die kantonalen Arbeitsgemeinschaften für den Hausdienst setzten sich, gleich andern Organisationen, aus diesem Grunde tatkräftig und mit Erfolg für eine Erhöhung des diesbezüglichen Kredites ein. Unsere Freude ist groß, daß in der Session der eidgenössischen Räte im Dezember 1946 eine Erhöhung des Kredites auf 10,75 Millionen Franken beschlossen wurde. Damit war für 1947 die Gefahr gebannt, daß nur unzureichende Beträge ausgerichtet werden konnten.

Mädchen besuchen alljährlich „Einführungskurse in den Hausdienst", 800 Mädchen, die überlasteten Frauen und Müttern eine Hilfe werden! Denn die Schülerinnen der Kurse sind verpflichtet, mindestens ein Jahr im Hausdienst tätig zu sein. Die „Einführungskurse" werden namentlich vom Bund unterstützt. Die Arbeitsgemeinschaft gelangte an das Eidg. Volkswirtschaftsdepartement und an die eidgenössischen Räte mit der Bitte, es möchte der nötige Kredit trotz der Hochkonjunktur für das Jahr 1947 hierfür bewilligt werden. Es erfüllt uns mit Dankbarkeit, daß dies geschah.

Der Hausdienst wird im Volke vielfach noch nicht als Beruf anerkannt. Manches Mädchen, das befähigt wäre, eine tüchtige Hausangestellte zu werden, kann

Wollen Sie auch während der grössten Hitze leistungsfähig bleiben, dann ... Ovomaltine-kalt.

Dr. A. Wander A. G., Bern

gen Crescendoe willen. Ein solches holte, künstlerisch vollendet, Charles Münch aus der Oberon-Ouvertüre heraus. Alexz Brailowsky spielte Chopins e-moll-Konzert mit jener durchsichtigen Klarheit, die wir von seinen unvergleichlichen Solo-Konzerten her kennen: feinfühlig, voller Empfindung, mit vollendeter Rhythmik! Ueber Hektor Berlioz, dessen „Symphonie fantastique" aufgeführt wurde, sind Bände geschrieben worden. Er gilt als Vater der Programmusik. Gewiß, seine Symphonien haben „Programm". Aber, sei es der „Artiste" in der „Fantastique", oder „Harald" in der Symphonie „Harald en Italie", immer schaut hinter der sehr durchsichtigen Maske Berlioz eigenes Antlitz hervor und was er in Tönen aussagt, ist nicht Beschreibung irgend eines ausgedachten Zustandes, sondern äußerst subjektives Erleben und Empfinden. Er verhimmelt die Geliebte, er betet sie an, er erliegt ihrer Macht. Wenn wir es nicht wüßten, die „Idée fixe", das Leitmotiv der Symphonie Fantastique breitet in seiner Lieblichkeit Glück aus und Beruhigung, aber in seiner Unnahbarkeit auch Verzweiflung. Qual der Einsamkeit ist das Adagio mit dem klagenden Duo der Hirten. Schließlich antwortet dem alleingelassenen Bläser nur noch grollender Donner. Braucht es da erläuternde Worte? Nun aber die beiden letzten Sätze? Von ihnen sagte Robert Schumann „Hier wendet sich der Genius weinend von ihm". Und freilich hat sich Berlioz mit diesen Menschen- und Gotteslästerungen die Symphonie als Ganzes verderbt. Aber auch sie sind nicht Programmusik im engeren Sinne. Berlioz war nicht nur feinfühlig-empfindsam, er war leidenschaftlich, erruptiv, ein explosionsbereiter Krater und als solcher todt er sich hier aus. Er bringt die Geliebte aufs Schaffot, schneidet die „Idée fixe" mitten durch und schleppt sie, verzerrt, in die lodende Hölle. (Es hat ihm später selber leid getan, aber mit einem persönlichen Schluß-Monodrama hatte er kein Glück). Also lassen wir's bei der diabolischen Niedertracht, die er mit Hilfe des verunstalteten Dies Irae und unter dem erschreckenden Klang von Kirchengloocken mittels seiner auch hier bis in die feinsten Schattierungen interessanten Instrumentation scheußlich realistisch, und doch — interessant! darstellt. Charles Münch ging mit so viel Liebe und Feuer auf jede Wendung des Orchesters, dieses vollendeten Klangkörpers ein, wie etwa Berlioz selbst es getan hätte. A. Roner

3. Symphoniekonzert

Die Leitung lag in den bewährten Händen von Ernest Ansermet, das Programm war moderner Musik gewidmet. Die „Symphonie concertante" des Schweizers Frank Martin ließ trotz der fabelhaften Wiedergabe kühl und das Violinkonzert von B. Bartok mit dem Solisten Yehudi Menuhin, der sich mit seiner meisterhaften Kunst und großer Hingabe des Werkes annahm, war ein so ausgesprochenes Symptom unserer aufgewühlten Zeit, daß all das das überlegene Können von Dirigent, Orchester und Solist es wohl in den meisten Anwesenden nicht zu einer Beglückung durch solche Kunst, sondern zu einer Aufgewühltheit, Problemstellung und inneren Leere brachten, die keine Lösung fand — und todmüde machte. Die Bedrückung, daß eine ganze Generation begabter junger Komponisten durch das Erlebnis zweier Weltkriege einer zerrissenen Zwischenperiode und dem Schicksal der Verbannung und anderer kriegsbedingten Leiden nun in einer so disharmonierenden thenenmäßig ständig zerrissenen Art nur ihrem Wollen Ausdruck geben kann — diese Bedrückung war für viele Zuhörer vorherrschend.

In Debussy's „après-midi d'un faune" fand man dafür die notwendige restlose Entspannung und wohl selten ist eine vollkommenere Aufführung geboten worden als hier durch dieses erstklassige Orchester unter seinem Dirigenten, der für Debussy ein ganz besonderes Verständnis hat. Mit dem sommer- und sonnentrunkenen Faun lag man im Schilf, schaute den schwirrenden Libellen nach, spürte das zitternde Flimmern der heißen Sommerluft und frug sich beim Aufwachen, ob es wohl nicht schade sei, sich diese seelische Entspannung durch die Leutheit eines Strawinsky's zerstören zu lassen.

Da geschah einen aber das Seltsame, daß man nach den problematischen modernen Vorgängern im Programm willig mitging mit Strawinskys mitreißendem Rhythmus, daß man die wohlige Schläfrigkeit des faunischen fast niente fast gerne abschüttelte und sich ausdachte, was alles ein begabter Künstler des Tanzes aus dieser „Petruschka" machen könnte. Es ist eigentümlich, wie sehr Strawinsky bereits in die Genußfähigkeit vieler Zuhörer eingegangen ist, während ihnen das letzte Mitgehen mit anderen Modernen noch unmöglich ist.

Dies sind die Gedanken eines „Laien" der mit offener innerer Bereitschaft in das Konzert gekommen ist, und dem es wohl ähnlich erging wie noch vielen andern, die als Laien auch da waren um schönste Musik mit der Seele, dem Gefühl zu genießen und nicht mit einem musikalisch-technisch, harmonisch und kontrapunktisch geschulten Verstand. Vielleicht werden in Zukunft an den Festwochen die „Modernen" in homöopathischeren Dosen verabreicht werden, damit nicht Gäste von auswärts den enormen Fleiß, das überragende Können, die meisterliche Kunst aller Mitwirkenden in fast ausschließlich kühl lassenden Werken genießen müssen. El. St.

Mein Kätzchen

Von Elisabeth Gerter

Ein weißer, molliger Ball,
Wie geworfen aus dem All,
Liegst du in meiner Hand,
Als köstliches Unterpfand.
Du schnurrst in meinem Schoß,
Und träumst vom schönsten Los
Der Liebe und Zärtlichkeit
Bis in alle Ewigkeit.
Nach des Tages großer Hast,
In deiner Wärme zu Gast,
Schenkst du mir meine Ruh
Vertrautes Allwesen du.

sich deshalb nicht für den Hausdienst entschließen. Damit der Hausdienst als Beruf anerkannt werde und die Möglichkeit bestehe, die Ausbildung noch tatkräftiger an die Hand zu nehmen, bemühten sich die Arbeitsgemeinschaften für den Hausdienst seit Jahren darum, daß der Hausdienst in die Wirtschaftsartikel einbezogen werde. Nachdem diese vom Volke angenommen sind, wird auch der Hausdienst als Beruf im Sinne des Berufsbildungsgesetzes gewertet werden können. Hoffen wir, daß sich dies im Laufe der Jahre auch auf die Haushaltlehre günstig auswirken wird. Ein schöner Anfang ist bereits gemacht. 1946 erhielten 254 bäuerliche und 1225 nichtbäuerliche Haushaltlehrtöchter nach bestandener Abschlußprüfung den Ausweis.

Gut zehn Jahre sind es her, seitdem die schweizerische und die kantonalen Arbeitsgemeinschaften für den Hausdienst begannen, sich intensiv für den Erlaß von Normalarbeitsverträgen einzusetzen. Damals bestanden nur jene für die Städte Zürich und Winterthur und für den Kanton Tessin. Am 31. März 1947 bestanden in 15 Kantonen 21 Normalarbeitsverträge für Hausangestellte im bäuerlichen und nichtbäuerlichen Haushalt. Inzwischen ist im Kanton Thurgau ein Normalarbeitsvertrag für Hausangestellte in Kraft gesetzt worden. In verschiedenen Kantonen sind Normalarbeitsverträge in Vorbereitung, oder Entwürfe dazu befinden sich bei den Behörden zur weiteren Bearbeitung.

Die Jahresrückschau schließt mit einem herzlichen Dank an alle, die der Arbeitsgemeinschaft im Laufe des Jahres geholfen und sich für ihre Bestrebungen eingesetzt haben, sowie mit der Bitte, auch die weitere Arbeit unterstützen zu wollen.

Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst
Merkurstraße 45, Zürich 32.

Webkurse im Gomsertal (Oberwallis)

Im Winter 1946/47 wurden in Reckingen zwei Webkurse durchgeführt, am Schlusse verbunden mit einer Ausstellung und Schlußfeier. Manch schönes Wort wurde an letzterer gesprochen. Man sah Vertreter des Heimatwerkes, des Erziehungsdepartementes, der Nachbargemeinden und der Geistlichkeit. Die Kursleiterin Frl. Monika Carlen wurde vom schweizerischen Heimatwerk bezahlt und da auch der Kanton und Reckingen selbst Beiträge zahlten, hatten die Kursteilnehmerinnen fast keine Auslagen, etwa gerade die Materialkosten. An der Ausstellung, die von ca. 600 Personen besucht wurde, sah man 180 Webarbeiten im Werte von ca. 9000 Fr., die meisten Arbeiten aus eigenem Flachs und eigener Wolle: Bettdecken, Leinen, Tischtücher, Teppiche, Schürzen und Mantelstoffe, Herrenstoffe, Trachtentücher aus Seide usw. „Mit lobenswertem Eifer haben die Töchter die Handweberei wieder aufgenommen und gedenken, sie im nächsten Winter weiterzuführen. Es entwickelt sich daraus eine lohnende Heimarbeit. Von der Behörde verständnisvoll gefördert, wächst der Sinn für die Ueberlieferung und es erneuert sich das Angesicht des Dorfes", schreibt dazu der „Walliser Bote." In Goms wurde nun in den letzten Jahren viel Heimarbeit eingeführt. r.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Die üblichen Montagssendungen, die auch am 1. September wieder zu vernehmen sind, heißen: „Für die Frau daheim" und „Nur für Sie". Sie beginnen um 14.00 bzw. 16.00 Uhr. Dienstag, den 2. September um 6.20 Uhr steht der Frühturnkurs für Frauen auf dem Programm. „Notiers und probiers" bittet Donnerstag, den 4. September um 14.00 Uhr um Gehör, während die Frühsendung Freitag, den 5. September, um 6.20 wiederum der Morgengymnastik der Frau reserviert ist. Gleichentags um 14.00 Uhr beginnt Margrit Gantenbein einen „Reisen einer Schweizer Journalistin in Ostasien" betitelten Zyklus Die erste Sendung steht unter dem Motto „Japan, der Männerstaat". Anschließend vermittelt Werner Schmid 5 Minuten Staatskunde. Das Thema lautet: „Der Staat und was mehr ist".

Redaktion
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68. Winterthur, Tel. 2 68 69.
Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

hilft dem Roten Kreuz
Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz sammelt nur einmal im Jahr, im September!

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE
DARNIE GLAUSER

Jetzt ist es Zeit, Ihre
Matratzen und Federzeug
in Stand zu setzen. Unsere gut eingerichtete Bettmacherei und Bettfedernreinigung mit tüchtigem Personal geben Ihnen alle Garantie für solide Arbeit
SCHLICHTIG BETTWAREN
Storchengasse 16 Zürich Telephon 23 14 09

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

zum Kochen
Backen
Würzen
Braten
die guten
Helvetia Produkte
NOVO-Puddingpulver
mit Vitamin B1 u. C
60 Rp. per Beutel

Die Altersrente!
Erhöhen Sie Ihr Einkommen durch den Kauf einer lebenslänglich gleichbleibenden Altersrente!
Freie Auskunft / Neutrale Beratung / Verlangen Sie unverbindliche Offerte.
Versicherungsbureau M. Comolli-Hurter,
Blochmonterstraße 19 BASEL

WELTI-FURRER
Möbeltransporte
in der Stadt
über Land
ins Ausland
und nach Uebersee
Möbellagerhäuser
23.76.15

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7

Schlör und Obi
SÜSSMOST

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. HEITSCHI, SOHN
ZÜRICH

Verkaufs-Läden
Aarau, Aarburg, Altstätten, Appenzell, Baden, Balsthal, Basel, Bellinzona, Bern, Biel, Blaningen, Brugg, Buchs, Burgdorf, Chur, Delémont, Dietikon, Frauenfeld, Fribourg, Glarus, Grenchen, Herisau, Horgen, Kreuzlingen, La Chaux-de-Fonds, Langenthal, Langnau, Laufen, Lausanne, Liestal, Locarno, Lugano, Luzern, Meilen, Moutier, Neuchâtel, Neuhausen, Olten, Porrentruy, Rorschach, Schaffhausen, Sissach, Solothurn, St. Gallen, Thalwil, Thun, Tramelan, Uster Wädenswil, Wettingen, Wil, Winterthur, Wohlen, Zofingen, Zug, Zürich (24 Stadtfilialen)

Freitag, 29. August 1947
MIGROS
«Die Zeitung in der Zeitung»

Die strafende Hand

Sünde ist es geradezu, wenn man schon vor zwei Jahren von einer Beschränkung der Schweineproduktion durch Kontingentierung sprach und wenn ein ostschweizerischer Milchverbands-Präsident im April 1946 ausführte:

„... Nur wenn wir einen Mangel schaffen an Milch und Milchprodukten, haben wir den Preis in der Hand, nur dann fängt das Schweizervolk an, die Milch zu schätzen, nur dann ist es gewillt, den Preis zu bezahlen, den wir haben müssen zur Deckung der Produktionskosten ..."

Es ist wahrhaftig nicht an den Menschen, den Erntesegen und den Ertrag des Viehbestandes einzuschränken ... der Herrgott besorgte dies jetzt wahrhaft eindrücklich.

Nichts erscheint uns wichtiger, als gegen die verhängnisvolle geistige Einstellung der Interessen-Verbände anzukämpfen, die einen höhern Ertrag durch Benachteiligung anderer Kreise suchen.

Jetzt spricht man von einem Milchpreis-Aufschlag von 6 Rappen. Das wird für Butter Fr. 1.50 und für Käse 60 Rappen per Kilogramm ausmachen. Die Fleischpreise haben bereits bis zu Fr. 2.— auf die teuren Stücke aufgeschlagen. Auch die für die bedürftigen Schichten so wichtigen Kartoffeln werden wesentlich teurer; dasselbe gilt für Tafeläpfel.

Die Dürre wird teilweise katastrophale Folgen für den Ertrag der Landwirtschaft bringen. Hier muss geholfen werden. Allerdings viel eher durch eine grossangelegte Verbilligungsaktion auf Futtermittel, insbesondere für die heimgesuchten Gegenden, als durch einen generellen, massiven Milchpreis-Aufschlag, der den am meisten Betroffenen gar nicht zugute kommt, weil sie das Milchvieh aus Futternot schlachten müssten.

Die Dürre hat uns gelehrt, an alles andere zu denken, als an eine Einschränkung, nämlich alle Energien auf Mehrproduktion zu konzentrieren und daher stets und immer das Volksganze vor Augen zu haben.

Wenn der produzierende Teil heute das „Messer" in Händen hat, so hat es morgen der konsumierende Teil.

„Nur wenn wir einen Mangel schaffen ..." Dieses böse Wort spukt immer wieder auch über dem industriellen Sektor: „Nur wenn wir kräftig exportieren, erhalten wir unsere Preise!" Daher die langen Lieferfristen für das Inlandgewerbe und den Kleinhandel. Daher auch die teilweise minderen Qualitäten, vorab der Textilien. Es wird ja alles gekauft!

Daher aber vor allem auch die unverantwortliche Devisenpolitik, **die heute noch den Import schwer verteuert und den ohnehin florierenden Export verbilligt!**

Sage und schreibe heute noch zahlt der Bund **freiwillig** 15 Prozent mehr für die teuren Importfuttermittel, heute noch zahlt er 15 Prozent mehr für das unerhört teure **Brotgetreide**, weil er sich selbst einen Dollarkurs von Fr. 4.31 vorschreibt, anstatt, wie das jeder ausländische Spekulant tun kann, auf dem Markte seine Dollar zu Fr. 3.75 zu kaufen. Die gleiche unnötige Verteuerung wird dem gesamten schweizerischen Importhandel auferlegt.

Die Büchse amerikanischer Kondensmilch wird ausser der Devisenverteuerung noch mit 5 Rappen Ausgleichsgebühr verteuert, zusammen um 15 Rappen pro Büchse — jetzt, da die Kondensmilch auch den Bedürftigen preislich zugänglich gemacht werden sollte. Jedes amerikanische Ei wird durch die Devisenpolitik um etwa 2 Rappen verteuert, auch das Fett, die Oele, ja die Kohle und das Benzin aus dem Dollarkreis.

Heute, wo jedermann einsieht, dass eine Erleichterung auf der Importseite gesucht werden sollte als Gegengewicht gegen die Inlandpreisaufschläge, verteuert der Staat die Importe notwendiger Rohstoffe und Lebensmittel!

Nicht genug an dem, besteht immer noch ein Preiszuschlag auf Importeiern von 4 Prozent. Wenn es gelingt, Fleisch billiger zu kaufen, verteuert es der Staat durch eine Ausgleichsgebühr. So werden Erleichterungen des Konsumenten von der Importseite her systematisch durch Preiszuschläge „ausgeglichen"!

Die sozialdemokratische Presse und ihr Parteisekretariat wenden sich mit begreiflichen Argumenten gegen die Milch- und Fleisch-Preisaufschläge. Wir müssen schon sagen, dass sie sich dann noch mit viel mehr Vehemenz gegen die Importverteuerung wenden sollten, wie dies leider nur die „Schweizerische Metallarbeiter-Zeitung" tut! Preisaufschläge auf Milch und Fleisch kommen immerhin Schweizern zu: den Bauern, den kleinen Leuten, die es heute schwer haben; die Importpreisaufschläge aber fliessen in der Hauptsache den grossen Börsen zu, die ohnehin jahrelang „Erntezeit" hatten.

Wie lange geht es noch, bis die Arbeitnehmerpresse kompromisslos gegen die Importverteuerung durch die Devisenpolitik Stellung nimmt?

Zusammen mit der „Tribune de Genève", mit der „Schweizerischen Metallarbeiter-Zeitung", in Uebereinstimmung aber sogar mit massgebenden Exportkreisen als die Begünstigten,

verlangen wir sofortige Aufhebung des Dollarzwangkurses, wenigstens für Futtermittel, Brotgetreide und notwendige Lebensmittel.

Wohlverstanden, **nicht** stufenweise! Die Feuerwehr setzt auch alle Schläuche auf einmal an und nicht versuchsweise nur die Hälfte. Man fürchte die „strafende Hand" und lasse ab von einer Währungspolitik, die ein dünkelhaftes Prestige und „Amtsstuben"-Bedenken an die Stelle des gesunden Menschenverstandes setzt.

Frauen, Mütter!

Die Presse aller grossen Parteien macht die **Politik der Tiefhaltung des Bierpreises mit.**

Wo sich alle vor dem König Alkohol verneigen, müsst Ihr mit allen Mitteln zu denen stehen, die ihm die Stirne bieten und dafür für die Tiefhaltung der Lebensmittelpreise kämpfen.

Denkt auf den Herbst bei den **Nationalratswahlen** daran: **Steht überall und jederzeit für mutige, unabhängige Männer, für Beschützer des Familientisches ein.**

Vor dem Krieg kostete der Becher Bier 25 Rappen, der Liter Milch 33 Rappen. Der Bund sorgte mit seinen „Subventionen" dafür, dass der Becher Bier nicht mehr als um 5 Rappen aufschlug, aber es lässt ihn kalt, dass der Liter Milch mit dem kommenden Preisaufschlag nächstens auf 50 Rappen, also — seit Kriegsausbruch — um 17 Rappen aufschlägt.